

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Berner Schulblatt**

Band (Jahr): **82 (1949-1950)**

Heft 22

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG



ORGANE DE LA SOCIETE
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

SEKRETARIAT DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS: BERN, BAHNHOFPLATZ 1, 5. STOCK
SECRETARIAT DE LA SOCIETE DES INSTITUTEURS BERNOIS: BERNE, PLACE DE LA GARE 1, 5^e ETAGE
TELEPHON (031) 234 16 . POSTSCHECK III 107 BERN

H O T E L K U R H A U S

Kandersteg

10 Minuten zur Talstation der Sesselbahn nach Oeschinen.
Grosses Restaurant, Veranda und schattiger Garten.
Für Schulen und Vereine empfiehlt sich höflich

Telephon (033) 8 20 35

Familie Jb. Reichen

159

Neuzeitliche Schulmöbel

Besuchen Sie unsern Stand an der Kaba in Thun
Halle 15, Stand 33



E. Sterchi & Co., Liebefeld-Bern

Hubelweg 6, Telephon 5 08 23

49

TURNHÖSLI
URNSCHUHE
SPIELBÄLLE

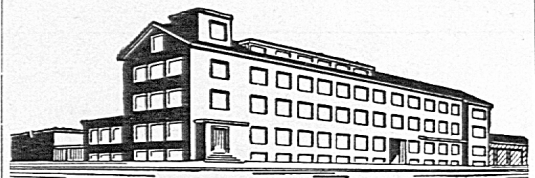
und für alle andern Sportartikel
DIE GUTE BEZUGSQUELLE

SPORTHAUS NATURFREUNDE, BERN

Neuengasse 21 Telephon 3 26 85



16



Formschöne, gediegene Möbel

kaufen Sie in jeder Preislage
seit 1912 im Vertrauenshaus

Möbelfabrik

A. Bieri AG, Rubigen

Telephon 7 16 16

2

OHNE *I*NSERATE KEINE ERFOLGE!

VEREINSANZEIGEN · CONVOCATIONS

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis *Mittwoch* in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden
Alle Einsendungen für den Textteil an die Redaktion

OFFIZIELLER TEIL - PARTIE OFFICIELLE

Sektion Nidau des BLV. Die « Fahrt ins Blaue » findet Mittwoch den 31. August statt. Besammlung aller Teilnehmer 8.15 Uhr vor der Hauptpost Biel. Rückkehr nach Biel zwischen 20 und 21 Uhr. Kosten pro Teilnehmer Fr. 8. — plus Mittagessen (Fr. 4. 50 bis Fr. 5. —). Angehörige und Freunde willkommen. Anmeldungen bitte sofort an P. Schmitter, Sekundarlehrer, Brügg, Tel. 7 42 89. Bei schlechter Witterung findet die Fahrt am 7. September statt.

Sektion Thun des BLV. Stimmbildungskurs unter Leitung von Herrn Hans Gertsch, Bern. Die Angemeldeten und allfällige weitere Interessenten wollen sich Donnerstag den 1. September, 14 Uhr, im Singsaal der neuen Turnhalle beim Pestalozzischulhaus einfinden. Kursgeld pro Stunde zirka Fr. 3. —, total also zirka Fr. 30. —. Organisation und endgültige Festlegung der Kurszeiten bleiben der Besprechung vorbehalten.

Sektion Interlaken des BLV. Die Mitglieder werden gebeten, bis 3. September folgende Beiträge mit zugestelltem Einzahlungsschein zu entrichten:

	Primar-lehrer	Primar-lehrerinnen	Sekundar-lehrer
Stellvertretungskasse . .	9. —	20. —	—
Ausserordentlicher Beitrag	5. —	5. —	—
Sektionsbeitrag pro 1949 .	5. —	5. —	5. —
Total	19. —	30. —	5. —

Nichteinbezahlte Beiträge werden am 10. September per Nachnahme erhoben.

Sektion Oberemental des BLV. Die Mitglieder sind gebeten, bis zum 7. September die Beiträge für das Sommersemester auf das Postcheckkonto III 4233 Langnau einzubezahlen:

Primarlehrer	Primarlehrerinnen
Fr. 9. —	Fr. 20. —
» 5. —	» 5. — als ausserord. Beitrag
Total Fr. 14. —	Fr. 25. —

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Sektion Bern und Umgebung des Schweiz. Lehrerinnenvereins. 1. Monatszusammenkunft im Restaurant Bären, Schauplatzgasse (neue Bärenstube), Donnerstag den 1. Sep-

tember, ab 16.30 Uhr. 2. Rhythmikkurs Fr. Scheiblaue, in der Turnhalle Matte, Samstag den 10. September. Beginn um 9 Uhr. Nichtmitglieder bezahlen ein Kursgeld von Fr. 5. —. Anmeldungen bis 1. September an die Präsidentin: E. Kümmerli, Wagnerstrasse 25, Bern. Zu beiden Veranstaltungen ladet herzlich ein
Der Vorstand.

Lehrergesangsverein Thun. Probe Donnerstag den 1. September, um 16.45 Uhr, in der Aula des Seminars. Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach.

Lehrergesangsverein des Amtes Konolfingen und Umgebung Probe Samstag den 27. August, 14.45 Uhr.

Lehrergesangsverein Oberaargau. Probe Dienstag den 30. August um 17.30 Uhr im Theater Langenthal. Dazu die Extra-proben nach Vereinbarung.

Lehrergesangsverein Burgdorf. Probe Donnerstag den 1. September, 17.15 Uhr, im Singsaal des alten Gymnasiums an der Schmiedengasse in Burgdorf. Bach-Kantaten.

Lehrerturnverein Thun und Umgebung. Probe Montag den 29. August, 17 Uhr, in der Eigerturnhalle.

Lehrerinnen-Turnverein Bern. Wir turnen jeden Freitag um 17 Uhr in der Turnhalle Monbijou.

81. Promotion des Staatsseminars. Promotionszusammenkunft auf dem Weissenstein Samstag/Sonntag den 10. und 11. September. Programm folgt.
Der Präsident.

Bernische Vereinigung für Handarbeit und Schulreform. Kurs *Handarbeiten in einfachen Verhältnissen* in Huttwil oder Langenthal je nach Anmeldungen vom 3. bis 15. Oktober. Kursleiter: Herr Friedli.

Werkunterricht 1. und 2. Schuljahr in Thun vom 3. bis 8. Oktober. Kursleiterin: Fr. Moser.

Werkunterricht 3. und 4. Schuljahr in Burgdorf 3. bis 8. Oktober. Kursleiter: Herr Grossenbacher.

Werkunterricht 5. und 6. Schuljahr in Lyss vom 3. bis 8. Oktober. Kursleiter: Herr Dreyer.

Reliefbaukurs in Thun vom 3. bis 8. Oktober. Kursleiter: Herr Zurflüh.

Anmeldungen für alle Kurse bis 15. September an den Präsidenten der Vereinigung: Herr Hans Nobs, Oberlehrer, Bern, Pilgerweg 6.

Kleine Scheidegg

Neu eingerichtetes heizbares Massnlager, ideal für Schulen. Preiswürdige, gute Verpflegung.

Restaurant Grindelwaldblick
 P. Renevey-Kaufmann, Tel. (036) 46 80



Murten
Restaurant-Pension des Bains (Bädli)

Direkt am See. Säli. Grosse Terrasse. Eigene Badenstalt. Spielwiese. Sandplatz. Ruderboote. Billige Mittagessen und Zvieri. Idealer Platz für Schulen und Vereine.
Frau H. Laubis-Grundmann. Telephon (037) 7 23 38

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

INHALT · SOMMAIRE

Goethe, Pestalozzi und Napoleon	324	L'école et l'éducation du sens mondial	331	Bibliographie	334
Goethe und die Schweiz	327	Dans les cantons	334	Mitteilungen des Sekretariates	335
Mitteilungen der Redaktion	331				

JOHANN WOLFGANG GOETHE

zum Gedächtnis seines 200. Geburtstages am 28. August 1949



Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann, Weimar 1817

Goethe, Pestalozzi und Napoleon

Pestalozzifeier 1949 des Lehrervereins Bern-Stadt

Ansprache von Stadtpräsident Dr. E. Bärtschi

Wiederum haben wir uns zusammengefunden, um im Gedenken an den grossen Schweizer, dessen ehrwürdigen Namen diese Feier trägt, uns zu sammeln und unserer Stellung als Betreuer der Schule und als Bürger und Menschen bewusst zu werden. Jede Pestalozzifeier des Lehrervereins beschenkt uns zwiefach: sie führt uns aus der Unrast und Sorge des Alltags in die besinnliche Musse eines Familienfestes, und sie lenkt unsern Blick zu den Höhen, gibt uns inmitten einer gefahrdrohenden Gegenwart die Gewissheit unverlierbarer Werte; in der Betrachtung ausserordentlicher Menschen, Gedanken und Werke lässt sie uns die unabwendbare Pflicht ahnen, unser Denken und Tun an ihnen zu messen. Denn solches Messen muss jeden begleiten, der ernsthaft nach fernen Zielen schreitet.

Auch dieses Jahr haben wir den angenehmen Auftrag, in der traulichen Wärme einer Familienfeier derer ehrend zu gedenken, die seit 25 Jahren der städtischen oder seit 40 Jahren der kantonalen Schulfamilie angehören.

Wir fühlen uns mit den Gefeierten um so enger verbunden, als wir ihnen nicht nur in verwandter Aufgabe und Tätigkeit nahestehen, sondern mit ihnen das erschütternde Erlebnis umwälzender Ereignisse teilen. Sie alle, die wir ehren, haben eine alte, von heute aus betrachtet frohe und zukunftsverheissende Welt versinken sehen mit uns erleben sie eine Zeitwende, welche viel gewaltiger und folgenschwerer ist als jene, die Goethe am Abend nach der Kanonade von Valmy einem ahnungsvoll aufhorchenden Kreise zurufen liess: « Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. »

Wir drücken den Jubilaren, die während der vergangenen Jahre unsere Weggefährten waren, herzlich die Hand und sprechen ihnen zugleich den Dank und die Anerkennung der Öffentlichkeit aus für ihr Walten in schwieriger Zeit. Wenn die kürzlich erfolgten Gemeindeabstimmungen erwiesen haben, dass unsere Mitbürger gewillt sind, für die Schule grosse Opfer zu bringen, so darf dies nicht zuletzt als Vertrauenszeugnis für die Lehrerinnen und Lehrer gedeutet werden, die in jahrzehntelanger Erzieherarbeit den Grund zu solchem Vertrauen gelegt haben. Wissen wir doch, wie leicht ein allgemeines Missbehagen über eine öffentliche Einrichtung seinen Ausdruck findet in einem verwerfenden Volksentscheid und wie andererseits ein Ja-sagen Einsicht bedeutet, nicht nur Abstimmung, sondern in einem erfreuenden Sinn auch Zustimmung, Dank, Fühlen oder Wissen um treu erfüllte Pflicht. Das ist lebendige Demokratie, die Ansporn gibt und freudigen Mut.

Ihre Krönung und Weihe erhält die heutige Feier durch den Vortrag eines verehrten Gastes *) über « Goethe und die Schweiz ». Wenn der grösste deutsche Dichter in diesem Gedenkjahr mehr denn je unsern Geist beschäftigt, so richten sich unabwendbar unsere Blicke und Gedanken auf das Volk, dem er entsprossen ist und das sich heute, verzweifelt und ratlos, aus tiefster Erniedrigung und Schmach wieder zu erheben versucht.

*) Prof. Dr. F. Strich. (Siehe S. 327 ff.)

Möge das Edle, Grosse und Schöne, das er den Deutschen als kostbares Vermächtnis hinterlassen hat, ihnen Leitstern sein zu neuen, würdigen Zielen!

Der Dichter und Denker Goethe gehört aber nicht nur Deutschland, er gehört dem gesamten deutschen Kulturkreis, er gehört darüber hinaus der ganzen Welt. Wir Berner gedenken seiner in dieser festlichen Stunde nicht nur, weil er Bern – das alte Bern – gekannt, bewundert und seinen Untergang 1798 mit ungewöhnlicher Teilnahme verfolgt hat; wir feiern ihn vor allem als den unerreichten Meister der Sprachkunst, der wie kein anderer unsere Muttersprache fähig gemacht hat, dem Höchsten und dem Tiefsten, dem Erhabenen, Gewaltigen wie dem Zarten, Innigen Zunge und Wirkung zu geben. Er ist einer der Unsrigen, solange die deutsche Sprache auch die unsrige ist. Vorkommnisse der letzten Jahre lehren uns, was ein verlorener Krieg auch rein sprachpolitisch für bedenkliche Folgen zeitigen kann. Weil Deutschland besiegt worden ist, glauben offenbar manche Leute, besiegt sei auch das Deutsche, mithin sei mindern Ranges und mindern Rechts auch Sprache und Kultur der deutschen Schweiz. Da heisst es klar und deutlich Stellung beziehen. Wir Deutschschweizer sind kein besiegt Volk, und wir haben im Rückblick auf die verflossenen Kriegsjahre nicht den geringsten Anlass, uns beschämt in die Ecke zu stellen. Im Gegenteil: gerade weil weit herum in der Welt das deutsche Wort in Verruf gekommen ist, sollen wir alemannischen Schweizer an der Kulturgrenze, als die einzigen Deutschsprechenden, die des Krieges Furchtbarkeit, der Niederlage Bitterkeit und das Gewicht der Schuld nicht an Leib und Seele haben erfahren müssen, mit doppelter Treue und Tapferkeit uns zur Muttersprache bekennen, sollen wahren und mehren, was deutsche Kultur an Unersetzlichem uns anvertraut hat. Von daher bedeutet uns Goethe Auftrag und Verpflichtung.

Wenn wir in Ehrfurcht des Dichtersfürsten gedenken, so hat dies mit blinder Vergötterung nichts gemein. Es fällt dem Schweizer von Natur nicht leicht, dem Ausserordentlichen, das Mittelmass Überragenden gerecht zu werden; sagt man uns doch nach, unsere Berge wären lange nicht so hoch, wenn wir sie selber hätten aufrichten müssen. In diesem Kreise, der sich auf Pestalozzi beruft, hat man sich immer bemüht, wahr zu sein, das Ungemeine zu würdigen und doch die dunklen Stellen im Bilde des Verehrten nicht geflissentlich zu übersehen. Gewinnt ein Gemälde nicht an Lebendigkeit und Tiefe, wenn neben den hellen Lichtern die Schatten stehen?

Als den dunkelsten Punkt in Goethes Leben hat einer der eifrigsten Lobredner unter seinen Biographen das kaum Fassbare bezeichnet, dass der Hochgepriesene es über sich brachte, seine prächtige Mutter fast dreizehn Jahre lang auf seinen Besuch warten zu lassen. Wer löst das Rätsel solchen Verhaltens? Fühlte er sich seiner selbst zu wenig sicher? Fürchtete er – einmal wieder im Bannkreis mütterlicher Zärtlichkeit –, durch verlockende Aussichten in Frankfurt festgehalten und aus seiner Bahn gelenkt zu werden? Wir wissen es nicht. Wenn aber jener Biograph beschönigend urteilt, Goethe hätte « das grösste Unrecht an der Welt begangen, wenn er Rücksichten zuliebe sein Wirken gehemmt hätte », so lehnt sich unser natürliches Emp-

finden dagegen auf. Nur die Tapferkeit und Geduld der wartenden Mutter, in deren Briefen nie der geringste Vorwurf aufklingt, lässt uns die Grösse einer nicht wegzuleugnenden Schuld mit der Grösse des dichterischen Werkes versöhnlich vergleichen, und unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie Pestalozzi mit seiner fast übermässigen Bindung an alles Mütterliche unter gleichen Voraussetzungen gehandelt hätte.

Goethe und Pestalozzi – darf man die beiden Zeitgenossen im gleichen Atemzug nennen? – Goethe, den Günstling des Schicksals, in Rang und Geltung immer höher steigend, majestätisch in Haltung und Gang, nach seinem Tode noch mit fürstlichen Ehren überhäuft und beigesetzt in der Gruft des regierenden Hauses; daneben Pestalozzi, den Mann mit dem linkischen Wesen und dem im Alter fast schwärzlichen, zerknitterten Gesicht, dessen Hässlichkeit kein Maler darzustellen wagte, den vom Missgeschick verfolgten armen Müdling, dessen Grab im Kirchhof von Birr gerade unter die Dachtraufe zu liegen kam?

Wir haben vor 17 Jahren an dieser Stelle zu zeigen versucht, wie sich das Verhältnis der beiden ausserordentlichen Menschen zueinander gestaltet hat, wo sie sich in ihren pädagogischen Bestrebungen getroffen und getrennt und wie sie übereinander geurteilt haben *). Es wäre verlockend, den Vergleich hier weiterzuführen und darzustellen, wie die beiden einmaligen Geister sich eingestellt und geäussert haben zu Fragen, die unsere Gegenwart tief bewegen: Individuum und Masse, freie Persönlichkeit und Führeranspruch, Demokratie und Despotie. Wir möchten indessen lediglich ein paar Streiflichter auf das Dreieck Goethe, Pestalozzi und Napoleon fallen lassen und damit auf eine Epoche, die sich wie der Prolog zu dem gewaltigen Drama der Gegenwart ausnimmt, dessen nächstem Akt wir mit angehaltenem Atem entgesehen.

Wir haben in unsern Feiern wiederholt der Stellungnahme Pestalozzis zu den politischen Problemen seiner Zeit gedacht. «Freiheit» und «Vaterland» sind Grundmotive all seiner Schriften und Reden, von den frühesten bis zu den spätesten; «Vaterlandskram» hat er einmal all sein Wollen und Wirken genannt. Seinem Volke den Weg zu weisen zu Wohlfahrt und wahrer Freiheit, blieb zeitlebens sein Ziel. Glaubte er es in jungen Jahren in den Formen eines patriarchalisch regierten Staatswesens zu erreichen, so wandelte er sich in den Stürmen der Revolution zu einem Demokraten, der sich ebenso entschieden gegen die Entrechtung des Volkes im «ancien régime» wie gegen die ruchlose Gewalttätigkeit der Revolution und gegen die ihr folgende, alles dem Staatszweck opfernde Diktatur Napoleons wandte. Als der Freiheitskampf des beginnenden 19. Jahrhunderts gegen den Allmachtsanspruch des Korsen begann, überbot sich die gleichgeschaltete schweizerische Presse in Verbeugungen vor dem Mächtigen. Selbst nach der Katastrophe von Moskau wussten die «Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten» noch zu berichten: «Wenn man sagt, der Kaiser habe Moskau verlassen, so sagt man nichts anderes, als dass dieser Vater aller Soldaten sich jederzeit dahin begibt, wo grosse Operationen seine Gegenwart erfordern. Seine

Blicke befehlen den Sieg; seine Blicke werden für die Sicherheit der siegreichen Armee wachen.» Pestalozzis Herz aber war bei denen, die sich anschickten, durch eine bessere Erziehung die deutsche Nation zu erwecken und sie fähig zu machen, das fremde Joch abzuwerfen.

Hatte Pestalozzi anfänglich geglaubt, die französische Revolution und Napoleon würden auch dem schweizerischen Vaterland und vor allem dem Volke im politischen und sittlichen Aufstieg behilflich sein, so sah er sich durch die geringschätzigste Art, wie der Erste Konsul Ende 1802 seine Ideen behandelte, schwer enttäuscht. Damals schrieb er: «Es gibt eine physische Verbildung der Menschennatur, die Gewaltbestien erzeugt, die in physischer Hinsicht für die Menschheit genau sind, was in intellektueller Hinsicht die Verstandesbestien. Auch ist unsere Welt von solchen physischen Gewalts-, ich möchte sagen Faustbestien von der niedern Hütte an bis zum Thron, so voll, als wie sie von Verstandesbestien wimmelt. Es rettet Europa nichts und kann Europa nichts retten als hohe und einfache Kraft in seiner Nationalbildung.»

Im Januar 1803 schrieb Pestalozzi von Paris aus, die französischen Männer taugten nicht viel; alle seien «blosse Räder am grossen Wagen und haben ihre Menschheit, ihr ganzes menschliches Sein an des grossen Wagens Kraft, an dem sie ziehen, durchaus verloren».

Während in der Folge Napoleon die Anhänger Pestalozzis verächtlich als Jesuiten bezeichnete, versuchte Zar Alexander von Russland Heinrich Pestalozzi in seine Nähe zu berufen. In seiner ablehnenden Antwort bemerkte Pestalozzi im Januar 1805: «Es ist für diesen Weltteil ein wahres Glück, dass Ihr erhabener Monarch, unverblendet von den Ansichten der Zeit und dem Glanz geschliffener Elendigkeiten, in der Erhaltung und Ausbildung der wesentlichen Kräfte jedes Individuums seines Reiches den Glanz und die Grösse zu erreichen versucht.»

Und im März 1809, nachdem er erfahren hatte, dass König Friedrich Wilhelm von Preussen die allgemeine Einführung der pestalozzischen Methode befürwortete, schrieb er seinem deutschen Freunde Nicolovius: «Gott gibt auch den Königen diese Kraft, aber freilich nicht durch das Blendwerk des Glanzes ihrer Throne. Er gibt sie ihnen, wenn er die Höhen dieses Blendwerks in ihren Grundfesten erschüttert und ihre Reiche unter ihren Füssen erbeben wie nichtiger Staub, den der Atem einer höheren Macht mit einem leichten Hauche aufhebt und wehet, wohin er will. Ich hoffte mein Leben lang auf einen König, dem diese Kraft gegeben wäre. Ich fand ihn nicht. Seine Zeit war noch nicht da. Jetzt ist sie da. Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr als je bedarf.»

Als Stapfer, der ehemalige Gesandte der Schweiz in Paris, sich im Sommer 1811 wegen der geplanten aargauischen Armenanstalt an Pestalozzi wandte, antwortete ihm dieser: «Tragen Sie zu den Freunden, die die Methode noch in Frankreich hat, Sorge; ich bin zu ungeschickt, es selbst zu tun. Nötig haben wir zu wissen, ob die „Allmacht“ – damit ist ohne jeden Zweifel Napoleon gemeint – «davon Notiz nimmt oder ob sie es *noch* unter ihrer Würde achtet.»

*) Pestalozzi und Goethe, 1932.

Wie dann 1813 mit Deutschlands Erhebung der Sturm gegen Napoleon losbrach und die meisten deutschen Zöglinge das Institut von Yverdon verliessen, um am Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes teilzunehmen, folgten auch mehrere Lehrer diesem Beispiel. Pestalozzi war damit einverstanden und wünschte den Wegziehenden einen siegreichen Ausgang des Krieges. Dem Abschied nehmenden Ackermann rief er sogar nach: «Hau tüchtig drein!»

In der 1815 erschienenen Schrift «An die Unschuld...» rechnete er endgültig mit der Diktatur Napoleons ab. Er spricht ihm die Grösse nicht ab. «Der auch in der Vernichtung alles Edelmutts noch fast bis zur Erhabenheit grosse Mann», nennt er ihn. Aber er wirft ihm vor – und hier erhebt sich seine Anklage zu apokalyptischer Bildkraft –, er habe die höchsten, heiligsten Wertbegriffe ausgehöhlt und entweiht und Menschen und Menschlichkeit ruchlos seinen Staatszwecken geopfert. «Er sprach zu der Ehre: Sei nicht mehr Ehre! – und die Ehre war nicht mehr Ehre. Er gebot dem Mut: Achte das Recht nicht und sei im Unrecht verwegen wie ich! – und der Mut achtete das Recht nicht. Er sprach selber zur Treu: Werde Untreu für mich! – und selber die Treu ward Untreu für ihn. Er sprach zum Fleiss: Arbeite in Ketten für mich! – und der Fleiss arbeitete in Ketten für ihn... Er war die Seele, er war der Hauch, er war der Atem, er war das Leben aller Gewaltsgelüste seiner Tage.» Im Namen der beleidigten Menschenwürde hat Pestalozzi Napoleon verworfen.

Anders Goethe. Sein Leben lang war und blieb er ein Bewunderer Napoleons. Die Unterwerfung Deutschlands liess ihn kalt, die von Fichtes «Reden an die Deutsche Nation» ausgelöste Bewegung lehnte er ab, und als das Glück sich gegen den Kaiser wandte und alles von ihm abfiel, trotzte der Dichter:

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muss was sein!

Und noch deutlicher:

Mir gefällt zu konversieren
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.

Wie war es möglich, dass Goethe derart dem Eroberer huldigte, der Deutschland erniedrigt und sich gerühmt hatte: «Ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen... Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert.» Man möchte an Menschliches, Allzumenschliches denken, daran etwa, dass der Kaiser den Dichter ausgezeichnet und sich bei einer Begegnung als guter Kenner des «Werther» ausgewiesen hatte. Schrieb doch Goethe kurz nach dem Gespräch mit Napoleon an Cotta: «dass mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser, und zwar auf eine solche Weise, zu stehen..., dass mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich gleichsam gelten liess und nicht undeutlich ausdrückte, dass mein Wesen ihm gemäss sei.»

Lange befasste sich Goethe mit dem Plan, sich nach Paris zu begeben. Den beginnenden ideologischen Widerstand gegen Napoleon bekämpfte er: «Einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorenstolz, wie es Handwerkerstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet!»

Als Goethe den beiden Freiheitsdichtern Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt begegnete, grüsste er sie herzlich, unterliess aber die Bemerkung nicht: «Schüttelt nur an euren Ketten: der Mann ist euch zu gross! Ihr werdet sie nicht zerbrechen!»

Der Sieg der nationalen Erhebung und der Untergang Napoleons änderten an Goethes Einstellung zum Feinde Deutschlands nichts. Es machte ihm übrigens nichts aus, das goldene Kreuz der Ehrenlegion von Ludwig XVIII. anzunehmen und ergebenst dafür zu danken, unberührt von der Tatsache, dass der Bourbonenfeind Napoleon ihm seinerzeit den ersten Grad dieses Ordens verliehen hatte.

Manzonis berühmte Ode auf den Tod Napoleons übersetzte Goethe in unsere Sprache. Er hielt seinem Idol unabänderlich die Treue. Mit 80 Jahren äusserte er sich über Wellington mit Worten, die im Hinblick auf Napoleon das Geheimnis solcher Bindung zu erklären geeignet scheinen: «Wer die höchste Gewalt besitzt, hat recht. Ehrfurchtsvoll muss man sich vor ihm beugen.» Und in den «Maximen und Reflexionen»: «Grosse, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam; ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.»

Kein Zweifel: die Ursachen von Goethes Haltung Napoleon gegenüber liegen in seinem eigenen Wesen, liegen in den Tiefenschichten seiner Natur. In dem genialen Korsen, der das Chaos der Revolution bezwungen, muss ihn ein ihm Gemässes, Verwandtes angesprochen haben; die Dämonie dieses Mannes zog ihn unwiderstehlich an. «Das Dämonische», äusserte er einst bei Tische, «ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.» Und auf die Bemerkung, Napoleon scheinend dämonischer Natur gewesen zu sein, bestätigte er: «Durchaus, im höchsten Grade, so dass kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist... Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.» Solch geniale Naturen standen für ihn jenseits von Gut und Böse: «Ausserordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.» Über Menschen, in denen dieses Dämonische überwiegend hervortrete, urteilte Goethe 1825: «Eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe. Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie.»

Wie unendlich anders hat Pestalozzi, zehn Jahre zuvor, die napoleonische Erscheinung dargestellt! Er glaubte an die Fähigkeit der Menschennatur, sich aller Gewalt zum Trotz aus der Erniedrigung zu erheben, er glaubte an den Sieg der sittlichen Kraft über Macht

und Gewalt. Buonaparte «empörte die Menschennatur und machte sie nur ihren innern Wert höher fühlbar.»

Manche unter den Zeitgenossen Goethes haben ihm sein Verhältnis zu Napoleon schwer verübelt; sie warfen ihm Egoismus, Liebedienerei, vaterlandslose Gesinnung vor. Er litt darunter – trotz der stolzen Gelassenheit, die er zur Schau trug. «Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch», fuhr er einmal auf, «und nun endlich gar noch ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen.» Eckermann hat uns überliefert, wie der Dichter in späten Jahren für den Freiheitskampf und sein eigenes Verhalten urteilte: «Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war... Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen?... Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Hass!»

Damit hat Goethe bedeutsam seinen Standpunkt dargelegt. Es ist der Standpunkt des Dichters, nicht des Politikers. Er lässt sich deshalb auch nicht nach den uns geläufigen politischen Begriffen beurteilen und klassieren. Wenn eifrige Bewunderer ihn zum Beispiel einen Demokraten genannt haben, so gehen sie damit sicher fehl. Und ebenso gehört nicht auf die politische Ebene, was er sich selber mit vollem Recht als Verdienst zuteilte: «Wenn ich aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen.» Auch die vielzitierte Stelle in den «Briefen aus der Schweiz»: «Frei wären die Schweizer?... Da draussen auf den Felsen ist's wohl auch wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird», beweist uns, wie ferne dem, der dies schrieb, das Verständnis für den politischen Freiheitsinstinkt der Schweizer lag. Er spricht im Grunde aus, was Luther einst Zwingli ins Gesicht warf: «Ihr habt einen andern Geist als wir.»

Übersehen wir bei alledem nicht, in welchem Zustande erbärmlicher Zerrissenheit und Schwäche das Deutschland Goethes dahinvegetierte! Vom Wollen und Handeln der staatlichen Gemeinschaft konnte er nicht viel erwarten. Der stolzeste Träger des deutschen Namens war ohne Glauben an die Fähigkeit der Deutschen, zur Nation sich zu bilden. Allem, was nach Masse und Massenstreben aussah, stand er zudem – und darin hielt er es wie Pestalozzi – mit instinktivem Misstrauen gegenüber. Aber während dieser das unerhobene Volk durch Erziehung zu seiner höhern Bestimmung führen wollte und zu diesem Zwecke auch die Hilfe des Staates anrief, bekannte Goethe: «Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die grosse Masse und wie nütze ich dem Ganzen? Sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen.» Er, der Individualist, hielt dafür, dass allen am besten gedient sei, wenn jeder vor seiner Türe wische.

Ganz eigenartig berührt die Gleichgültigkeit, mit der er den politischen Umwälzungen seiner Zeit gegenüber-

stand. Derselbe Goethe, der von der Dämonie Napoleons gefesselt war, nahm den Untergang des Korsen mit erstaunlichem Gleichmut hin: das Naturphänomen, das Genie hatte seine Mission erfüllt; es war hinfert nicht mehr vonnöten.

Fast beklommen halten wir hier inne. Sollen, dürfen wir nach dieser Betrachtung des Dreigestirns Pestalozzi – Goethe – Napoleon Wert und Unwert zumessen? Vielleicht stehen wir noch zu nahe vor den Ruinen eines verbrecherischen Krieges, der wie vor 150 Jahren ein neues und einiges Europa – unter dem Führungsanspruch eines auserwählten Volkes und seiner Ideologie – zu errichten versprochen hatte. Auch wenn uns auf der Zunge liegt zu fragen, ob Europens politische Freiheit nicht verloren, endgültig verloren wäre, wenn Menschen und Völker in Goethes Zeit seine Auffassung über Napoleon geteilt hätten, so ziemt uns doch, uns seiner Versicherung zu erinnern: «Glauben Sie ja nicht, dass ich gleichgültig wäre gegen die grossen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen.» Und wir meinen, den Schöpfer unvergänglicher Werke zu verstehen, wenn wir die Worte, zu einem Engvertrauten gesprochen, in uns nachklingen lassen: «Auch können wir dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben.»... «Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist.» Hier erstet Goethe in seiner wahren, wählenden Grösse, der Dichter, an dessen Bahre der getreue Eckermann den Entschlafenen mit den zwei Versen des «Faust» in die Unvergänglichkeit erhob:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Und hier nun, auf höherer Ebene, schreiten Goethe und Pestalozzi in gleicher Richtung und sind unserer Verehrung gleichermaßen teilhaftig.

Ihre Welt ist versunken. Nie kehrt sie uns zurück. Aber geblieben ist, was ihnen Aufgabe, Ziel und höchstes Anliegen war: uns und die uns anvertraut sind zu bilden zu echter Menschlichkeit, zu wahren Menschentum. Und geblieben ist uns die Verheissung, die in allen Fährlichkeiten dieser Zeit uns hebt und trägt:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Goethe und die Schweiz

Vortrag, gehalten von Prof. Dr. Fritz Strich, Bern,
an der Pestalozzifeier des Lehrervereins Bern-Stadt,
den 26. Februar 1949.

Das Goethejahr hat begonnen, und Sie haben die ehrenvolle Einladung an mich ergehen lassen, die Pestalozzifeier dieses Jahres zu einer Goethefeier zu gestalten. Im Goethejahr 1932 hatte Stadtpräsident Bärtschi die gleiche Aufgabe sinnvoll mit seinem unvergessenen, so tiefen wie schönen Vortrag «Pestalozzi und Goethe» erfüllt. Heute will ich es tun, indem

ich von Goethe und der Schweiz spreche. Ein kühnes Unternehmen, und nicht ohne Bedenken stürze ich mich in das Abenteuer. Denn nicht nur die kurze Zeit, die mir zur Verfügung steht, um einem so grossen Thema würdig gerecht zu werden, ist es, was mich beängstigt, sondern weit mehr noch die bange Frage, ob es denn möglich sein wird, zu der reichen Literatur, welche schweizerische Wissenschaft und ganz besonders mein Genfer Kollege Gottfried Bohnenblust diesem Thema gewidmet hat, noch etwas zufügen zu können, was der Rede wert wäre.

Wenn ich mich trotzdem entschloss, noch einmal über Goethe und die Schweiz zu sprechen, so konnte es nur darum geschehen, weil ich zu sehen glaubte, dass man die Frage vielleicht noch unter einem neuen Gesichtspunkt behandeln könne und dass von ihm aus auch ein neues Licht zu gewinnen wäre. Es ist der Gesichtspunkt, von dem aus ich gern alle Literatur betrachte: der weltliterarische nämlich, und da ergibt sich heute für mich die erwünschteste Gelegenheit, ein Versäumnis nachzuholen. Ich brauchte nicht erst von aussen daran erinnert zu werden, dass in meinem Buch über Goethe und die Weltliteratur so manche Lücken klaffen. Wie sollte es denn auch anders sein. Aber manche Nationen meldeten sich, weil sie sich übergangen fühlten. Die Schweiz meldete sich nicht, obwohl sie mindestens ebensoviel Recht gehabt hätte, sich übergangen und verletzt zu fühlen, und also muss ich selbst es nachträglich für sie tun.

Warum tat sie es nicht? Vielleicht weil sie ihre Literatur der deutschen eingliedert fühlt und darum die Beziehung Goethes zu ihr nicht als eine weltliterarische ansieht, wie sie zu England, Frankreich, Italien, Russland besteht? Aber das wäre nicht richtig. Denn es träfe ja nur, wenn es überhaupt zutrifft, auf die deutsche Schweiz zu, nicht aber auf die französische und italienische. Die Schweiz ist nicht nur politisch gesehen ein europäischer Mikrokosmos, in dem verschiedene Völkerstämme, germanische und romanische, – wenn auch nicht immer friedlich – nach gleichem Gesetz und Recht, verbunden durch gemeinsame Geschichte und gemeinsames Schicksal, in organischem Wachstum und aus freiem Entschluss zur Einheit und Gemeinschaft zusammengewachsen, leben. Sie ist es auch kulturell und also auch literarisch. Ich muss gestehen, dass ich von Gottfried Kellers Standpunkt in dieser lebenswichtigen Angelegenheit der Schweiz sehr weit entfernt und fast erschreckt von ihm bin. Ist es denn wirklich so, dass bei aller selbstverständlichen Bewahrung der politischen Souveränität und eines von jedem andern Nationalleben unterschiedenen Bundeslebens die Literaturen der deutschen, französischen und italienischen Schweiz in den grössten Stammes- und Sprachgemeinschaften Deutschlands, Frankreichs, Italiens aufgehen und aufgehen sollen, dass der französische Schweizer zu Corneille, Racine, Molière und Voltaire schwört, der Tessiner nur an italienische Musik und Gelehrsamkeit glaubt und der Deutschschweizer seine Bildung aus den tiefen Schichten des deutschen Volkes holt? So steht es in Gottfried Kellers «Grünen Heinrich». Aber ich kann eine solche Trennung politischer Souveränität und Eigenart von der geistigen Kultur eines Volkes gar nicht für

möglich, geschweige denn für wünschbar halten. Zu innig ist beides, Politik und Kultur, ineinander verflochten, sich gegenseitig helfend und stützend. Soll wirklich die geistige Kultur eines politisch geeinten Volkes zentrifugal nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstieben? Wenn aber der wissenschaftliche Forscher nicht die Frage nach der Wünschbarkeit und Möglichkeit, sondern nach der historischen Realität stellt, so ergibt sich ein ganz anderes Bild als das, welches Keller aufstellte.

Wer hat denn den französischen Klassizismus, der in Deutschland seit Lessings Tagen so verachtet war, fast allein auf weiter Flur in seiner Zeit verteidigt und hoch verehrt? Gottfried Keller, und zwar in einem Brief an Hermann Hettner, der diesen erst zu seiner Abhandlung über die französische Tragödie veranlasste, in welche der Kellerbrief als Kronzeuge für den französischen Klassizismus eingefügt wurde. Dieser Brief war unter dem Eindruck der grossen Tragödin Rachel geschrieben worden, deren Gastspielen in Berlin Gottfried Keller mit Enthusiasmus beiwohnte. Er bekam damals, wie er gesteht, fast Lust, sich zu entnationalisieren und französisch zu lernen. Aber sein Enthusiasmus galt nicht etwa nur der französischen Tragödin, sondern der französischen Tragödie selbst, und er wettet in seinem Brief gegen die Literaten, welche das Gastspiel zur Veranlassung nahmen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern. Er verteidigt die französischen Tragiker gegen den Vorwurf, dass sie nur Phrasenmacher und schlechte Nachahmer der Griechen seien. Er beneidet sie um ihre edle Einfachheit, ihre kindliche und doch so männliche Naivität und hauptsächlich um ihre reine, wahre Tragik. «Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe.»

Wer hat die Worte gesprochen: «J'adore Racine, la simplicité et la pureté de sa ligne»? Kein Welschschweizer, sondern C. F. Meyer, und über seine Bildung an romanischen Literaturen, an denen Frankreichs und Italiens, braucht kein Wort weiter verloren zu werden, so klar liegt sie zu Tage. Mit Carl Spitteler und Jacob Burckhardt ist es nicht anders.

Wer aber hat umgekehrt erklärt, dass er mit dem französischen Klassizismus, seiner konventionellen, oratorisch-deklamatorischen, theatralischen Art nichts anfangen könne? Kein Deutschschweizer, sondern der Genfer Amiel, und während Keller das französische Gastspiel in Berlin so begeistert erlebte, hat Amiel bei einem solchen Gastspiel in Genf der Tragödie Racines den Vorwurf gemacht, dass in dieser «arène de rhétorique» kein Platz für Träumerei, Bewegung und Lyrik sei. Die ganze Weltanschauung und Aesthetik Amiels ist aus dem tiefen Schacht der deutschen Romantik geholt. Seine alles tragende Grundidee weist auf sie hin: dass nämlich die Seele die einzige Substanz und wahre Wirklichkeit sei, die sogenannte Realität aber nur ein Traum, eine Imagination, ein Symbol, ein Schatten der Seele. Eine Landschaft ist ein Seelenzustand. Die Dichtung aber ist der magische Spiegel, in dem alle Wirklichkeit transparent, symbolisch erscheint. «L'idée est plus réelle que le fait; les

Scheideblick nach Italien
vom Gotthard. Handzeichnung
von Goethe, 22. Juni 1775

contes de fée, les légendes sont aussi vrais que l'histoire naturelle et plus encore, car ce sont des emblèmes plus transparents; la seule substance proprement dite c'est l'âme; qu'est tout le reste? Ombre, prétexte, figure, symbole et rêve...» Das ist deutsche Romantik, und man wundert sich nicht, aus Amiels Mund die Worte zu vernehmen: « Nous avons tout à perdre à nous franciser et à nous parisianiser, puisque nous portons alors de l'eau à la Seine. » Amiel hat sich denn auch in seiner Schrift « Du mouvement littéraire dans la Suisse romane et de son avenir » (1849) zu der Überzeugung bekannt, dass die romanische Schweiz sich von der germanischen durchdringen lassen müsse, ohne sich von ihr auslöschen zu lassen, dass die Schweiz das Band « entre ces deux génies, le génie germanique et le génie roman » sein müsse.

Ich frage weiter: Wer hat den Sturz des französischen Klassizismus in Frankreich selbst herbeigeführt und eine Verjüngung der französischen Literatur durch deutschen Einstrom, deutsche Romantik erstrebt und auch erreicht? Es waren Frau von Staël und Benjamin Constant, die ihrer Herkunft nach doch zur französischen Schweiz gehören. Die grosse Wendung aber, welche überhaupt das Geistesleben des 18. Jahrhunderts von seiner Orientierung an Frankreich zu der am germanischen Geiste nahm, ist ja doch auf Rousseau, den Genfer, zurückzuführen.

Die deutsche Romantik, dieser Inbegriff deutscher Geistigkeit, hat in der deutschen Schweiz nur allerpärllichsten Boden gefunden. Aber die Literatur der französischen Schweiz speist sich, mit Juste Olivier, Vinet, Secrétan, Durand, Monneron, Amiel, Rambert, aus den Quellen des deutschen Idealismus und der deutschen Romantik. Von Monneron, dem welt-schmerzlichen, träumerischen, musikalischen Dichter der « Alpen » und der phantastischen Ballade « Les deux Buveurs », schreibt Rambert selbst: « Je ne connais aucun poète, ayant écrit en français, qui, par le tour du génie, par la manière de sentir et de peindre, ne se rapproche davantage de la poésie allemande. » Die romantische Gattung der « Ballade fantastique » ist überhaupt zum ersten Male durch Monneron und eben von Deutschland her in die Literatur der Schweiz eingeführt worden. Hat Richard Wagner in der deutschen Schweiz irgendeinen Enthusiasten gefunden, der mit dem Sohn der Waadt, Eduard Rod, zu vergleichen wäre?

Man sieht, dass der politische Bund verschiedener Nationalitäten, welcher Schweiz heisst, keineswegs im



geistig-kulturellen Leben nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstiebt und auch nicht ein blosses Nebeneinander verschiedener Kulturen oder nur ein Gleichgewicht auf der Waage ist, sondern dass diese verschiedenen Nationalitäten in der Schweiz nach innen zueinander streben und sich neigen und auf gegenseitige Durchdringung zielen, auf eine germanisch-romanische Geistesinheit, auf eine europäische Geistigkeit. Wenn wir die glänzende Reihe universaleuropäischer Geister von Muralt und Bonstetten, von Frau von Staël und Constant bis Keller, Burckhardt, Meyer, Spitteler und Ramuz an uns vorüberziehen lassen, spüren wir den Atem der Weltliteratur, wie Goethe sie verstand.

Denn Weltliteratur ist nach Goethes Konzeption die zwischen den Nationalliteraturen und damit überhaupt zwischen den Nationen vermittelnde und ihre ideellen Güter austauschende Literatur, durch welche sich die Völker auf literarischem Wege gegenseitig kennen, verstehen, schätzen und dulden lernen, einander nähergerückt und geistig verbunden werden. Sie ist ein literarischer Brückenbau über trennende Ströme, ein literarischer Strassenbau über trennende Gebirge. Sie ist gleichsam ein Gespräch zwischen den Nationen und deren Teilnahme aneinander. Sie ist der geistige Raum, in dem die Völker mit der Stimme ihrer Dichter und Schriftsteller nicht mehr nur zu sich selbst und von sich selbst, sondern zueinander reden. Sie ist ein wechselseitiges Geben und Empfangen. Ein Volk empfängt in ihr von andern Völkern, was es selbst noch nicht besitzt; es gibt in ihr an andere Völker, was diese selbst noch nicht besitzen. Sie ist die gegenseitige Bildung, Erziehung und Ergänzung der Nationen zu menschlicher Totalität.

In diesem Goetheschen Sinne also ist die gesamtschweizerische Literatur als ein weltliterarischer Mikrokosmos zu betrachten. Im kleinen, engen, aber hohen Raum der Schweiz begegnen sich die europäischen

Völker und suchen die germanisch-romanische Geistes-einheit herzustellen.

Das ist es nun, was das Verhältnis zwischen Goethe und der Schweiz so eigentümlich macht, so unvergleichbar jeder anderen Beziehung Goethes zu andern Völkern und Literaturen, wenn man eben nicht nur die deutsche, sondern die ganze Schweiz dabei bedenkt.

Man muss aber zwischen dem, was die Schweiz für Goethe und dem, was Goethe für die Schweiz bedeutete, unterscheiden, so wie man immer bei weltliterarischen Betrachtungen zwischen Geben und Empfangen unterscheiden muss.

Die Schweiz hat zunächst als eine unteilbare Einheit auf Goethes Bildung gewirkt. Er wurde ja in jenem Augenblick geboren, da die weltliterarische Sendung der Schweiz sich zu erfüllen begann, da nämlich von Bern, Zürich und Genf mit der Stimme Hallers, Gessners und Rousseaus der Ruf nach Rückkehr zur Natur ertönte und ein europäisches Echo fand. Französische und deutsche Schweiz stellten sich damit von Anfang an als einheitliches Bild vor die Seele des jungen Goethe: als das Land Rousseaus, Hallers und Gessners, in dem sich die Natur noch rein und unentstellt erhielt. «Natur, Natur!» wird auch das Losungswort des jungen Goethe. Es wird sein Kampftruf gegen alle Konvention und alle «Décadence». Er ruft ihn dem französischen Klassizismus entgegen. Im Namen der Natur erschafft er prometheisch seine Menschen, seinen Götz und Werther, seinen Faust, wetteifernd mit Shakespeare, der für den Jünger Rousseaus dem Genius der Natur zu gleichen schien. Die Schweiz ist mit der Erweckung germanischen Geistes in die Weltliteratur eingetreten, und nicht umsonst wurde Rousseau durch die Frau von Staël «le génie du nord» genannt. Natur gegen Konvention, Freiheit gegen Zwang in Staat, Gesellschaft und Kunst, Schöpferkraft gegen Bildung, Einfachheit und Reinheit der Sitten gegen verderbenden Luxus zu stellen: das war es, was auch von dem jungen Goethe als schweizerisch empfunden wurde und in ihm zündete.

Dies magische Bild eines naturhaften Lebens aber stieg vor ihm im Raum und Rahmen einer Natur auf, die so gewaltig ist, dass sie aller Entstellung durch Menschenhand spottet.

Wenn man den ungeheuren Eindruck der Alpenwelt, der in Goethe seit seiner ersten Reise in die Schweiz nicht mehr erlosch, richtig verstehen und deuten will, muss man zuerst bedenken, dass dieser Eindruck auf einen Menschen geschah, der die innerliche Bereitschaft dazu, ja die Notwendigkeit, ihn zu empfangen, besass. Wenn Goethe eine Reise unternahm, so tat er es nie aus Gründen der Zerstreung und Unterhaltung oder Sensation, sowie er niemals etwas tat, wozu ihn nicht sein innerer Dämon nötigte. Er wollte nicht vor sich selber fliehen, sondern sich selbst erfüllen, und so können auch Reisen in fremde Naturen die gleiche Sendung für einen Dichter haben wie geistige Reisen in fremde Literaturen der Welt. Wenn es Goethe 1775 zum ersten Male in die Schweiz trieb, so darum, weil er innerlich so gross, so weit, so offen geworden war, dass seine Seele nun auch des ihr angemessenen und also ungemessenen Raumes bedurfte, in dem sie adlergleich ihre Schwingen entfalten, aus

dem sie Nahrung für ihr inneres Wachstum saugen könnte, und der ihr die Symbole schenken würde, in denen sie ihre innere Grossheit, ihren Höhendrang, ihr Fernverlangen zur Erscheinung und Gestaltung bringen könnte. Ja, das ist es: Goethe bedurfte der Symbole, die ihm sein heimatlicher Raum nicht schenken konnte. Die Schweiz verhiess sie ihm. Als er Bodmer in Zürich besuchte, beneidete er ihn darum, ein Leben mit solcher Fernsicht nach den blauen Gebirgshöhen gelebt zu haben. «Hätte mich das Schicksal in irgend einer grossen Gegend heissen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Grossheit aus ihr saugen wie aus meinem lieblichen Tal Geduld und Stille.»

Man muss freilich immer bedenken, dass die Natur nicht den Menschen bildet, sondern dass es auf den Menschen ankommt, der und wie er sie erlebt. Die Dichter der Schweiz, Bodmer, Haller, Gessner, wurden in der gleichen Natur zu Idyllikern. Goethe war wohl der erste Dichter, der die Alpenwelt, ihre Gipfel, Ströme und Wasserstürze, erhaben erlebte. Man muss auch bedenken, dass auch die Seele ihre Jahreszeiten hat und die junge, aufblühende, in die Unendlichkeit langende einer anderen Landschaft bedarf als die reife, die nach Frucht und Form verlangt. Man steigt niemals in den gleichen Strom, aber man steigt auch niemals auf die gleichen Berge, weil der steigende Mensch sich wandelt. Der junge Goethe, der im Wertherkostüm die Schweiz durchstürmt, wetteifert mit dem himmelstürmenden Titanismus der Berge, mit den reisenden Strömen und den kreisenden Adlern. Denn er fühlt sich ihnen gleich, und wenn der Einstrom so gewaltiger Bilder von seinem inneren Seelenraum nicht gänzlich aufgenommen werden kann und ihn zum Überfließen bringt, dann wird die Seligkeit des ersten Alpenerlebnisses zum Schmerz, der sich manchmal in Tränen löst. Aber als Goethe das zweite Mal, 1779, nun schon von Weimar aus die Schweiz besucht, gewandelt, innerlich ruhig und still geworden, erlebt er die Alpenwelt auch anders. Die Seele floss nicht über, wenn es bis gegen den Rand stieg, sondern fühlte sich nur ganz und gar ausgefüllt, weil Aug und Seele die erhabenen Gegenstände fassen konnte. Ja, wenn sie auch nicht fassbar waren und selbst seine Einbildungskraft überstiegen, so erregten sie doch nicht mehr die titanisch-übermenschliche Sehnsucht, sondern den Willen zur Entsagung und Anerkennung menschlicher Begrenztheit. Als er auf der Dôle stand und die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Auge und die Seele an sich zog, da gab er gern jede «Prätention ans Unendliche» auf, «da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.» Vor sich sah er noch fruchtbares, bewohntes Land; der Boden, auf dem er stand, trug noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. «Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen, aber jene Gipfel sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, für sich allein, vor unsern Augen in ewiger Reinheit aufbewahrt.» Dahin ist jetzt der Wunsch zu fliegen. Im Anblick des Montblanc versucht er in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen, und jetzt, da er innerlich ruhig als schauender und ordnender

Geist vor der übergewaltigen Natur steht, vermag er auch die ewigen Gesetze zu errahnen oder zu erkennen, die auch in diesem Chaos, dieser wild zerrissenen Masse wirksam sind. « Es mag geschehen sein, wie und wenn es wolle, so haben sich diese Massen gross und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese doch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. » Goethe fühlte tief, dass auch hier nicht Willkür herrsche, sondern ein allesbewegendes, ewiges Gesetz.

Auf der ersten Reise in die Schweiz entstand das Gedicht « Auf dem See », das der Ausdruck eines pantheistischen Gefühls ist, mit dem der Mensch zurückkehrt in den Schoss der ihn nährenden, wiegenden und reifenden Allmutter Natur. Seine Form ist dynamisch und gestaltet in wechselnden Rhythmen den Wandel des dichterischen Erlebnisses, wie er sich – ein werdender Prozess – vom Anfang bis zum Ende des Gedichts vollzieht. Auf der zweiten Reise aber entstand im Anblick des Staubbaches der « Gesang der Geister über den Wassern », und es ist Gesang eines erhabenen Geistes, der selbst über den Wassern steht und ruhig schauend auch im stürzenden und wechselnden Element die ewige Idee, das dauernde Gesetz in der vergehenden Erscheinung zu erblicken vermag. Die Natur ist nun zum menschlich-geistigen Symbol geworden: « Des Menschen Seele gleicht dem Wasser ». Die Form hat sich beruhigt und führt trotz ihrer sogenannten « freien Rhythmen » ein sich selbst gleichbleibendes Mass durch alle rhythmische Bewegung hindurch.

Die Mutterwelt der Natur, vom Vater Geist befruchtet, gebiert die ewigen Symbole Goethescher Dichtung. Das Hochgebirge wird Symbol der unerschütterlichen Festigkeit und Ruhe, der Wassersturz, der Rheinfall von Schaffhausen, der reissende Strom: Symbol der ewigen Bewegung und Gefährdung allen Lebens. Der Montblanc, wie eine Pyramide gesehen, die « von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen » ist, entzündet ihm die Begierde, die Pyramide seines Daseins, deren Basis ihm angegeben und gegründet war, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen. Der Gotthard, gegen den alle anderen Gebirge um ihn her sich zu « neigen » scheinen und « von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen »; « die reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge », die aus dem wolkigen Nebelmeer emporsteigt, « ohne Unter-

schied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem grossen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete »: es sind Symbole für die Einheit und Weite der Welt, und so gewann die Goethesche Geistigkeit ihren symbolischen Raum. (Schluss folgt)

Zum Goethe-Jahr 1949

Johann Wolfgang Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. In vierundzwanzig Dünndruckbänden herausgegeben von Ernst Beutler. Preise pro Band: Brosch. je Fr. 15.20, Ganzln. je Fr. 19.80, Ganzleder je Fr. 39.—, gültig bei Abnahme von mindestens 12 Bänden nach freier Wahl. Artemis-Verlag, Zürich.

Goethe, Begleiter der Jugend. Des Dichters Lebenslauf und Auswahl der Texte; Georg Thüerer. Druck und Verlag: Buchdruckerei H. Tschudy & Co., St. Gallen, 1949. Fr. 3.—.

Das schmucke Büchlein stellt die Festgabe der Stadt St. Gallen an ihre Jugend bei der 200. Wiederkehr von Goethes Geburtstag dar. Der von Georg Thüerer geschriebene Lebenslauf ist auch dem reiferen Volksschüler der Oberstufe verständlich, zum grössern Teil sicher auch die ebenfalls von Thüerer besorgte Auswahl der Texte, die in folgende Kapitel aufgeteilt sind: *Lieder, Begegnungen, Der Wanderer in der Schweiz, Vom guten Geist*.

Da nach einer Mitteilung des Verlages eine zweite Auflage dieser Festgabe der Stadt St. Gallen notwendig wird, besteht die Möglichkeit, dass auch andere Schulbehörden dem lobenswerten Beispiel der St. Gallener folgen können.

J. W. Goethe, Gedanken und Worte. Brosch. Fr. 3.80. Scientia-Verlag.

MITTEILUNGEN DER REDAKTION

Die Druckstöcke zu den vorstehenden Bildern wurden uns in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt:

vom « *Bund* », Bern: J. W. Goethe, 1817; S. 323.

vom *Verlag H. Tschudy & Co., St. Gallen*: Scheideblick vom Gotthard; S. 329. Das Bild ist in der oben erwähnten Festgabe « *Goethe, Begleiter der Jugend* » abgedruckt.

Ausstellungen in der Berner Schulwarte

Eine Bergschule (Gesamtschule Gimmelwald), bis 12. November 1949.

Neue deutsche Lehrmittel der West- und Ostzone, bis 22. September 1949.

Öffnungszeiten: täglich von 10–12 und 14–17 Uhr, Sonntags geschlossen.

L'ECOLE BERNOISE

L'école et l'éducation du sens mondial

VI. Valeurs communes à l'humanité (Suite)

Mais cette humanité, à l'égard de laquelle il s'agit d'éveiller en l'enfant un sentiment d'appartenance, qu'est-ce au juste? une idée abstraite, tirée de la comparaison des hommes entre eux et des cultures entre elles? ou une réalité biologique et spirituelle? Les perspectives changent du tout au tout selon la réponse faite à cette question.

Si l'humanité n'est qu'un concept, comme les autres concepts de classe ou d'espèce, on peut amener l'enfant, ou plutôt l'adolescent, à la concevoir clairement; mais il ne saurait être question d'éveiller à son égard un sentiment d'appartenance. On n'éprouve, en effet, un tel sentiment qu'à l'égard d'un être ou d'un organisme *vivants*. L'humanité est-elle donc un être collectif, à l'égard duquel l'enfant et l'adolescent puissent éprouver tous les sentiments qu'ils éprouvent à l'égard du groupe de leurs camarades, ou des autres groupes auxquels ils se sont successivement intégrés?

De la réponse donnée à cette question, dépend la possibilité, ou l'impossibilité, d'éveiller en l'être humain un authentique *sentiment* d'appartenance à l'humanité. Mais, en admettant, comme nous l'avons fait, que ce sentiment se développe – quand il se développe! ce processus n'a, en effet, dans l'état actuel de la civilisation, rien d'automatique mais requiert, au contraire, une éducation appropriée – par extension ou élargissements successifs, à partir du sentiment d'appartenance aux milieux limités dans lesquels l'enfant fait ses premières expériences sociales, nous avons implicitement admis que l'humanité était une réalité du même ordre que ces divers groupes. Et tout ce que nous avons suggéré de faire, pour amorcer en l'enfant le processus d'élargissement par cercles concentriques qui fera de lui un citoyen du monde, n'aurait aucun sens si l'humanité n'était pas un organisme, aussi différencié qu'on voudra, mais un; un organisme complexe dont la famille, la communauté locale, la nation (et, dans un certain sens aussi, chaque individu), sont les membres.

Il nous suffira donc, pour éclairer cet aspect de notre problème, d'explicitier ce qui est resté jusqu'ici implicite. Cette question, d'autre part, ne saurait être esquivée: l'action éducative n'est profonde que soutenue par une vue claire de la condition humaine et de la destination de l'humanité.

En fait, le mot «humanité» éveille, aujourd'hui, dans l'esprit et dans le cœur d'un nombre croissant d'êtres humains, une résonance qu'il n'éveillerait pas, si l'humanité n'était pas sentie et conçue par eux comme une réalité objective, à la fois intérieure et extérieure à l'individu¹⁾. On peut parler de la découverte de l'humanité, comme on parle de la découverte de l'électricité; et c'est là un événement spirituel d'une portée incalculable, peut-être l'événement le plus considérable qui se soit produit au cours du devenir de notre espèce. Entrevue cent fois et cent fois perdue de vue – tel un sommet dans le brouillard – cette découverte semble aujourd'hui définitivement acquise. Nous ne pouvons penser, sentir et agir que sous le signe de l'humanité!

Mais comment l'auraient-elles pu, les peuplades dispersées à la surface du globe terrestre, à l'époque paléolithique, vivant chacune pour soi, dans la crainte continue d'être attaquées? Et quand, aux siècles de Rhamsès et d'Assurbanipal, se constituèrent les premiers empires, leurs habitants se considéraient bien comme des hommes, mais tous ceux qui les entouraient étaient pour eux des barbares. Aux grands siècles du moyen âge, encore, les peuples de l'Europe occidentale avaient, certes, le sentiment d'appartenir à une même civilisation, chrétienne; mais, en dehors d'eux, les «in-

fidèles» constituaient, en quelque sorte, une autre humanité...

Pour que l'homme pût faire la découverte de l'humanité, réalité biologique et spirituelle, deux conditions préalables étaient, en effet, indispensables. La première, c'était que fussent développées à quelque degré, dans l'esprit humain, les fonctions de généralisation et d'abstraction, pour que pût se former le concept d'humanité; la seconde, c'était que ce concept pût s'appliquer, si l'on peut dire, à toutes les variétés de l'espèce; de telle façon que le mot «humanité» évoque, à la fois, une forme et une matière, une idée et son substrat corporel. Or, c'est seulement dans le cadre de la réflexion philosophique inaugurée par Socrate, que la notion de «ce qui est commun à tous les hommes», l'idée d'humanité donc, a été formulée pour la première fois, dans le monde méditerranéen. Notion encore pauvre, presque exclusivement intellectuelle: *ratio et oratio*, la raison et le langage articulé! On peut dire néanmoins que, dès cette époque, la forme de l'humanité a été, du moins, pressentie; et que le monde méditerranéen était préparé à entendre le message de celui que Vinet appelle, dans deux pages magnifiques: «ce prince de l'humanité, en qui l'humanité fut réhabilitée et glorifiée, et qui, à son avènement sur la terre, étendant la notion du peuple de Dieu, proclame et nous enseigne le seul cosmopolitisme qui ait jamais été réel, sincère et généreux!»

Quant au substrat matériel, au corps de cette humanité, il n'a été connu dans toute son étendue que longtemps après les grandes découvertes géographiques et les premiers périple (Magellan, Cook); quand un commerce plus intime entre les populations des cinq continents a convaincu un nombre toujours croissant d'hommes que ces êtres, de culture si diverses, appartenaient néanmoins tous à la même espèce.

On peut donc dire qu'aujourd'hui cette découverte de l'humanité, dans sa forme et dans son corps matériel, s'est intégrée à la conscience humaine; et le racisme naziste doit être considéré comme un dernier retour offensif de la conception régnante aux temps des grands empires, égyptien, ou assyrien, et au moyen âge.

La réalité ainsi découverte présente les caractères essentiels d'un organisme. D'abord, toutes ses parties sont en inter-relation étroite. Ce que Ménénius Agrippa tentait de faire comprendre à ses compatriotes, en leur racontant la fable des membres et de l'estomac, est maintenant *sent* par chaque habitant du globe, en fonction non plus seulement du groupe national auquel il se rattache, mais de la communauté humaine tout entière. *Le fait* de l'interdépendance universelle s'impose, en effet, à l'esprit le moins subtil: que les circonstances

¹⁾ Un exemple? Je lis dans le beau *Traité de pédagogie générale* de René Hubert, à la page 428: «Il y a trois points qu'une éducation politique intégrale ne doit jamais méconnaître. Le premier est que, par delà toutes les civilisations particulières existe une Civilisation commune à tous les peuples, système de valeurs scientifiques, morales, juridiques, esthétiques, religieuses, philosophiques, qu'ils n'ont pas le droit de compromettre par leurs rivalités. Le second est que cette Civilisation prend son support dans une manière de société supranationale que forment ensemble, et même bon gré mal gré, tous les peuples en relation. Ces relations ne vont pas sans un corps de normes que tous admettent implicite-

ment ou même explicitement. Ce droit international est une limitation de la souveraineté de chacune, et s'il existe des institutions à qui en soit conférée la sauvegarde, ces institutions doivent être entourées du respect universel. Enfin ce droit international, qui est le droit de l'humanité, est à la fois le droit de tous les peuples et celui de tous les individus. Il ne va pas sans l'affirmation de la valeur de la personne humaine comme telle, indépendamment de toute distinction de race, de peuple, de classe, de religion – affirmation qui comporte son respect selon la loi de justice, et la sympathie pour elle selon la loi du dévouement réciproque.»

météorologiques soient défavorables, au Canada ou en Australie, et c'est le prix du blé, ou de la laine, qui monte sur les marchés européens! Qu'une grève paralyse l'industrie aux Etats-Unis, et voici que les machines agricoles ou les camions automobiles manquent, en Afrique du Nord ou en Asie¹⁾. La prospérité matérielle de chacune des régions de la terre est ainsi liée à la prospérité de toutes les autres. L'humanité prend conscience d'être un grand corps solidaire.

Cela a été remarquablement marqué par Mauss, dans l'ouvrage intitulé: *Éléments et formes de la civilisation*, par exemple aux pages 103-5: «D'abord, sans que les nations disparaissent, ni même sans qu'elles soient toutes formées, se constitue un capital croissant de réalités internationales et d'idées internationales. La nature internationale des faits de civilisation s'intensifie. Le nombre des phénomènes de ce type grandit; ils s'étendent; ils se multiplient l'un l'autre. Leur qualité croît (...). Une nouvelle forme de communication, de tradition, de description, d'enregistrement des choses, même des choses du sentiment et de l'habitude, devient universelle: c'est le cinéma. Une nouvelle forme de perpétuation des sons: le phonographe, et un autre moyen de les répandre, la radiotéléphonie, en moins de dix ans, irradiant toutes les musiques, tous les accents, tous les mots, toutes les informations, malgré toutes les barrières, et nous ne sommes qu'au commencement. (...) Des perméations inouïes jusqu'à nous s'établissent; les nations et les civilisations subsistant, le nombre de leurs traits communs augmentera, les formes de chacune ressembleront davantage à celles des autres, parce que le fond commun s'accroît chaque jour en nombre, en poids et en qualité, s'étend chaque jour davantage avec une progression accélérée. Même certains de ces éléments de la nouvelle civilisation partent de populations qui en étaient écartées il y a peu de temps encore, ou en sont sevrées même aujourd'hui. Le succès des arts primitifs, y compris la musique, démontre que l'histoire de tout cela prendra bien des voies inconnues.»

*

Les intérêts communs à l'humanité tout entière sont aujourd'hui innombrables; qu'on essaie de dresser la liste des commissions internationales chargées de les administrer: postes et télégraphes, navigation aérienne, propriété intellectuelle, organisation mondiale de la santé, institut international du théâtre... commissions dont quelques-unes ont leur siège dans notre pays, ou aux travaux desquelles notre pays participe.

Et ce n'est pas seulement sur le plan économique que cette interdépendance est aujourd'hui clairement ressentie. L'organisme qu'est l'humanité possède d'autres organes que ceux qui lui servent à assurer son existence et son développement en tant qu'être biologique: des organes par lesquels elle s'affirme et s'accomplit sur le plan de l'esprit. Sans prétendre à dresser la liste ex-

haustive de toutes les fonctions spirituelles ainsi communes à toutes les cultures, rappelons:

1° L'universalité de certains comportements intellectuels, notamment de ceux qui constituent la méthode scientifique: le raisonnement expérimental donc, cet efficace instrument employé, d'instinct, dès l'antiquité, par un Archimède ou un Eratosthène; puis, à la Renaissance, défini par Bacon et perfectionné, de Galilée à Claude Bernard, par les travaux de Newton, de Lavoisier, de Faraday, de tant d'autres chercheurs de génie, sans oublier les innombrables bons ouvriers, dont les obscurs travaux ont préparé les découvertes éclatantes de ceux dont les noms restent écrits au livre d'or de la science. Cet instrument d'universel service, confiné jusqu'ici dans les laboratoires de recherche, mais qui s'est aussi avéré propre, toutes les fois qu'on y a recouru, à résoudre les problèmes de la vie pratique (notamment de la vie sociale), aussi bien que les problèmes qui occupent le physicien ou le chimiste; cette méthode qui tend ainsi à devenir la forme de pensée pratique commune à tous les hommes.

En attendant, la Science constitue déjà une fonction supra-nationale et virtuellement universelle; et ce qu'écrivait Marcelin Berthelot serait aujourd'hui plus vrai encore, si le secret de certaines techniques de détection ou de destruction (radar, bombe atomique) n'était pas jalousement gardé par leurs détenteurs, à des fins défensives ou offensives: «La science n'a pas de nationalité; elle est aussi bien allemande, anglaise, italienne, russe ou japonaise, que française. Elle progresse par les petites nations aussi bien que par les grandes; chacune apporte son concours à l'œuvre commune, et c'est pourquoi tous les peuples civilisés sont solidaires. Toute perte éprouvée par l'un d'eux ou infligée à l'un d'eux est une perte pour l'ensemble de l'humanité; perte à la fois matérielle et morale.»

2° L'universalité de certains besoins d'ordre juridique et éthique: le besoin de cohérence dans le comportement moral et dans le jugement de valeur morale; impliquant l'adoption de règles fondées sur des principes acceptés par tous. La confrontation des règles de conduite formulées dans les proverbes des divers peuples fait apparaître, dans bien des cas, une saisissante convergence. Ainsi, quand le délégué chinois à notre stage d'études (été 1948) nous a traduit deux petits recueils de proverbes, qui ont constitué pendant des siècles la base de l'éducation morale des enfants de son pays, nous nous sommes écriés: Mais c'est vraiment la sagesse des nations! Bien sûr, les tables de valeurs éthiques des diverses civilisations ne sont pas toujours superposables dans tous les cas; ici encore, l'organe est en train de se constituer. Mais, si l'on ne peut pas encore dire que tous les hommes s'entendent sur tous les principes juridiques et toutes les valeurs morales, on peut du moins affirmer qu'ils y tendent... non sans parfois de consternantes régressions!

1) Autres exemples, aussi élémentaires, dans Paul Passy: *Le patriotisme et l'amour de l'humanité*: «Telle nation, comme l'Angleterre, mourrait de faim, si elle ne recevait du dehors la moitié de son pain. Nos filatures de coton s'arrêteraient - on l'a bien vu pendant la guerre de Sécession - si les planteurs d'au delà des mers cessaient de travailler pour elles, et

si le commerce ne se chargeait pas de nous apporter leurs produits; et nos laines indigènes ne peuvent se passer, pour satisfaire aux besoins de la clientèle, du mélange des laines étrangères. Sans le caoutchouc ou la gutta-percha, que l'Europe ne produit pas, les câbles sous-marins et tous les appareils de transmission électrique seraient impossibles.»

Notamment depuis le XVII^e siècle, sous les espèces du droit naturel (*jus naturae et Gentium*), défini par Hugo Grotius, professé à Lausanne par Barbeyrac et, hier encore, par Charles Secrétan; émanant de Dieu lui-même, «ce Dieu qui a créé toutes choses et ne peut être indifférent au bien de l'humanité»; règles immuables que «Dieu lui-même, malgré sa puissance infinie, ne saurait changer, pas plus qu'il ne le peut du deux et deux font quatre, car elles sont impliquées dans la nature sociale et raisonnable qui est son œuvre»; et que Grotius résumait dans les cinq principes suivants: a) on doit s'abstenir de ce qui appartient à autrui; b) on doit restituer, en nature ou en équivalent, le bien d'autrui qu'on possède ou dont on s'est enrichi; c) on doit tenir les promesses qu'on a faites; d) on doit réparer le dommage qu'on a causé, par sa faute, à autrui; e) on est passible d'une peine pour avoir volontairement porté atteinte à son prochain (*De jure belli ac pacis*; Proleg., § 8).

3^o L'universalité de certains besoins d'ordre esthétique, attestée par le fait que tous les peuples ont un art, et par cet autre, de plus grande conséquence encore, que les hommes de toutes les cultures sont capables, à quel que degré, de goûter l'art de toutes les cultures. C'est là, d'ailleurs, un fait relativement nouveau. Il n'y a pas très longtemps que le mot: magot chinois, était synonyme d'objet grotesque et hideux. Aujourd'hui, beaucoup d'hommes sont sensibles à la beauté, non seulement de l'art chinois, mais de l'art khmer ou de l'art des primitifs (Soudanais, Polynésiens). On peut parler d'une influence japonaise sur la peinture occidentale, d'une influence indo-chinoise sur la musique de Ravel; et la vogue de l'art nègre n'a sans doute pas été sans influencer l'art surréaliste.

C'est même dans le domaine des beaux-arts que, du fait de leur caractère symbolique, des hommes de cultures diverses commencent le plus directement et le plus profondément. Nous l'avons constaté, une fois de plus, durant le stage au cours duquel j'ai recueilli la matière de ces articles; et nous n'oublierons pas telle soirée, au cours de laquelle les chansons les plus spécifiquement françaises étaient reprises en chœur, dès le deuxième couplet, par des Australiens et des Africains, des Canadiens et des Anglo-Saxons, un Hindou, un Syrien, un Hongrois; ni cette autre soirée, au cours de laquelle, après les discours officiels, chacun s'est levé, à son tour, pour chanter un chant de son pays; et où tous écoutaient, avec la même émotion, une complainte de la Côte d'Or, des romances de l'Afrique australe, un poème chinois, concis et intense, des négros, des chants hindous ou arabes, sans oublier les graves ou allègres mélodies tchécoslovaques...

4^o L'universalité, enfin, du besoin religieux, soit du besoin de sentir, de penser et d'agir *sub specie aeterni et universi*. Non pas dans le sens, peut-être, que ce besoin soit ressenti par tous les hommes, mais dans ce sens qu'il est éprouvé par des hommes de toutes les cultures. Il faudrait ici introduire des considérations (qui nous entraîneraient trop loin) sur les religions ouvertes et les religions fermées. Des croyances religieuses

ont, au cours des siècles, dans notre pays aussi, mais moins sauvagement peut-être qu'ailleurs, dressé des hommes contre des hommes; et, à la plus grande gloire de Dieu, les «orthodoxes» ont persécuté, massacré, torturé les «hérétiques». Mais, même en ces temps de fanatisme, des précurseurs se sont élevés à la conception d'une religion une, sous ses modalités diverses; et l'on peut dire qu'aujourd'hui rien ne s'oppose plus à ce que les diverses cultures, tout en conservant leurs dogmes et leurs rites particuliers, sentent que tous les cultes s'adressent au même Dieu¹⁾, et que la religion c'est ce qui, en les élevant au-dessus de leurs intérêts égoïstes, relie tous les hommes les uns aux autres.

Intuition relativement récente, d'ailleurs, au sein de la chrétienté; et qu'il est passionnant de voir poindre, en plein déchaînement du fanatisme le plus inhumain, dans le *Traicté des hérétiques*, publié en 1554, sous un pseudonyme, par Castellion et Curion: «Je te prie (les auteurs s'adressent au Christ) par le très saint nom de ton Père (de nous dire), si tu commandes que ceux qui n'entendent point tes ordonnances et commandements ainsi que nos maîtres requierent, soient suffoquez en l'eau, et detranchez par batures, jusques aux entrailles, et apres poudroyez de sel, dolez par glaives, rostiz à petit feu, et tourmentez de toute sorte de supplices, si longuement que possible sera. O Christ! Commandes-tu et approuves-tu ces choses? Ceux qui font ces sacrifices sont-ils tes vicaires à cest ecorchement et demembrement? Te trouves-tu, quand on t'y appelle, à ceste cruelle boucherie, et manges-tu chair humaine? Si toy, Christ, fais ces choses, ou commandes estre faictes, qu'as-tu réservé au diable qu'il puisse faire? Fais-tu les mesmes choses que fait Satan? O blasphemes horribles! O meschante audace des hommes, qui osent attribuer à Christ les choses qui sont faictes par le commandement et instigation de Satan!»

Louis Meylan

(A suivre)

DANS LES CANTONS

Bâle. *Camps scolaires.* Après Bâle-Ville, le demi-canton de Bâle-Campagne a également adopté un règlement concernant les excursions et les camps scolaires. A partir de 1949, dès la 5^e année scolaire, des camps d'études de plusieurs semaines peuvent être organisés en dehors de la commune scolaire, le programme devant être soumis à l'approbation de la Commission scolaire et à l'Inspectorat des écoles. Dès la 6^e année d'école, des excursions scolaires de plusieurs jours peuvent en outre être organisées. Il est veillé à ce qu'aucun élève ne soit empêché de participer à ces camps ou excursions pour des raisons financières.

BIBLIOGRAPHIE

Lucien Marsaux, Chasseral. N^o 35 de la Collection Trésors de mon Pays. Editions du Griffon, Neuchâtel.

Cet objet de fierté, pour les Jurassiens du Sud, le voilà désormais campé parmi les magnifiques cahiers que les Editions du Griffon consacrent, avec un zèle qui ne se refroidit point, aux beautés de la Suisse. Introuvable, en quelque sorte. Promu au rang des trésors d'un pays.

Par le détour d'un nouveau voyage sentimental, M. Lucien Marsaux s'est fait l'habile artisan de cet anoblissement, choisissant, tout au long de son récit, d'exciter le goût du lecteur pour la magie de la montagne, pour la force incantatrice de la nature. Il s'est, d'ailleurs, fait lui-même ré-

¹⁾ Cf. Nicolas de Cusa (*De pace fides*): Una religio in rituum diversitate, (...) una veritas in varietate resplendet.

sonance pour nous, pour notre plaisir. De Saint-Imier par la Baillive, par les combes, par les ombres ou les lumières et jusqu'à la crête, pas un site, pas un tableau, pas un rocher, pas une apparition qui ne libère chez lui, enfant du pays, un véritable essaim de souvenirs variés. Et c'est, à chaque fois, un arrêt pour laisser le temps au peintre, à l'historien de la petite ou de la grande histoire, au philosophe, à l'écrivain, à l'artiste, à l'homme tout simple d'ajouter un chapitre à l'ouvrage. Rien de doctoral, je vous en prie. Juste la fine mesure qui donne envie d'en savoir davantage et Dieu sait si les itinéraires qui conduisent à Chasseral sont légions, depuis les plus connus, les plus usés jusqu'aux plus secrets comme aux plus savoureux, y grimant de tous les points connus de la rose des vents, de l'est et de l'ouest, du lac ou du vallon, de la ville et des villages.

La série de trente-deux photos qui forme, comme d'habitude, la dernière partie du livre complète admirablement le texte qui la précède.

P.

MITTEILUNGEN DES SEKRETARIATES

Kabatag des Kantonalkartells

Kollektivfahrt für Mitglieder von Bern und Umgebung. 4. September: Abfahrt um 9.06 Uhr, beliebige Rückfahrt. Kosten ungefähr Fr. 3.50. Anmeldung an den

Präsidenten des Kantonalkartells, Herrn A. Haller, Herrengasse 36, Bern. Es können beim Eingang in die Ausstellung noch Karten zu Fr. 2.50 bezogen werden. Für Mittagessen müssen die Unangemeldeten selber sorgen.

Neue Besoldungsordnung in Interlaken

Die Gemeinde Interlaken hat am 21. August 1949 mit 307:128 Stimmen eine neue Dienst- und Besoldungsordnung für das Gemeindepersonal gutgeheissen. Darin enthalten ist eine Neuregelung der Anstellungsverhältnisse der Lehrerschaft. Interlaken, bisher eine Gemeinde mit eigener Besoldungsordnung, baut in Zukunft wieder auf den gesetzlichen Ansätzen auf. Dazu richtet sie an Lehrer 1500 Fr., an Lehrerinnen 1000 Fr. und an Arbeitslehrerinnen je Klasse 100 Fr. Ortszulage aus. Die gegenwärtig gültigen Ansätze der Naturalienentschädigungen für die Primarlehrerschaft sind 1450 Fr. für Lehrerinnen und 1850 Fr. für Lehrer. Den Sekundarlehrern ist der gesetzliche Stufenausgleich – gegenwärtig 1500 Fr. – gewährleistet. Die neue Ordnung tritt rückwirkend auf den 1. Januar 1949 in Kraft.

Schilthornhütte

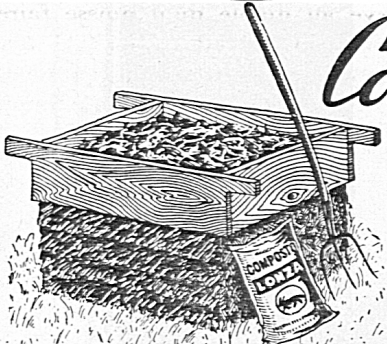
14

(2400 m über Meer), 2 Stunden oberhalb Mürren. Ausgangspunkt für Schilthornbesteigungen (2 Stunden). Sommer- und Herbsttour. 40 Schlafplätze. Spezialpreis für Schulen und Vereine.

Auskunft durch S. C. Mürren: H. Meyer, Lehrer, Telefon 46 43

MONTREUX HOTEL TERMINUS UND BAHNHOFBUFFET

Komfort. Grosse schattige Terrasse. Gepflegte Küche und Keller. Arrangements für Schulen. **J. Decroux, Direktor.**



Composto Lonza
 verwandelt Gartenabfälle, Laub, Torf etc. rasch und billig in besten **GARTENMIST**
 LONZA A. G. BASEL

Der **Männerchor Hilterfingen** sucht per sofort einen **Dirigenten**.
 Wöchentlich 1 Probe. Offerten mit Gehaltsansprüchen sind zu richten an den Präsidenten P. Schönthal, Hilterfingen.

Tierpark und Vivarium **Dählhölzli, Bern**
 In der Voliere: *Webervögel* in Pracht



Das Spezialgeschäft in der Schweizerhoflaube
 Immer frische Cigaretten aller Marken

Die Feuerkette von **U. W. Züricher (Sigriswil)**
 wird gegenwärtig in der Kaba in Thun gedruckt. Subskriptionen zu Fr. 20. — können noch bis Ende September beim Verfasser angemeldet werden.

OHNE Inserate KEINEN ERFOLG



5 Lose Endzahlen 0-4 **1 Treffer**
 = mindestens

5 Lose Endzahlen 5-9 **1 Treffer**
 = mindestens

10 Lose Endzahlen 0-9 **2 Treffer**
 = mindestens

TREFFERPLAN

1 Treffer à	50 000.—	=	50 000.—
1 " à	20 000.—	=	20 000.—
1 " à	10 000.—	=	10 000.—
4 " à	5 000.—	=	20 000.—
30 " à	1 000.—	=	30 000.—
40 " à	500.—	=	20 000.—
200 " à	100.—	=	20 000.—
800 " à	50.—	=	40 000.—
1 000 " à	20.—	=	20 000.—
20 000 " à	10.—	=	200 000.—
20 000 " à	5.—	=	100 000.—
<u>42 077 Treffer</u>		=	<u>Fr. 530 000.—</u>

= 53% der Lossumme

1 Los Fr. 5.— (die 10-Los-Serie Fr. 50.—) plus 40 Cts für Chargé-Porto auf Postcheckkonto III 10 026.

Adresse: SEVA-Lotterie, Bern. SEVA-Lose sind auch in Banken, an den Schaltern der Privatbahnstationen sowie in vielen Läden usw. zu haben.

SEVA-ZIEHUNG
3. SEPTEMBER

64/1